

Wie geht Deutschland mit Toten im Krieg um?

Soldatengedenken in einer
postheroischen Gesellschaft

Astrid Deixler

03/2012

1. Einleitung

Das Bewusstsein darüber, dass der Tod deutscher Soldaten nicht nur historische Realität, sondern gleichzeitig auch ein Phänomen der Gegenwart ist, hat nicht zuletzt angesichts der Beteiligung der Bundeswehr am ISAF-Einsatz in Afghanistan zunehmend die innenpolitischen Debatten in Deutschland geprägt.

Laut der Homepage der Bundeswehr sind seit 1992 insgesamt 99 Angehörige der Bundeswehr in Auslandseinsätzen ums Leben gekommen:¹ „36 Soldaten fielen durch Fremdeinwirkung, 63 kamen durch sonstige Umstände ums Leben“. Von den „durch Fremdeinwirkung gefallenen“ Soldaten sind 34 im Rahmen des ISAF-Einsatzes in Afghanistan ums Leben gekommen, weitere 18 Soldaten dort „durch sonstige Umstände gestorben“.² Zwar ist die Gesamtzahl der Todesfälle innerhalb der Bundeswehr seit den 1960er Jahren deutlich gesunken,³ doch hat die Anzahl jener, die im Einsatz durch „Fremdeinwirkung“ ums Leben gekommen sind, zugenommen.⁴ Auch ist die Gesamtzahl der im Dienst Getöteten mit 52 Personen im Afghanistan-Einsatz höher als in allen anderen bisherigen Auslandseinsätzen der Bundeswehr zusammen.⁵ Immer dringlicher werden daher die Fragen: „Welchen Sinn hat dieser Tod *für* das Gemeinwesen? Wie ist er zu rechtfertigen?“⁶ Einen Versuch dieser Sinnzuschreibung unternimmt das kollektive Gedenken getöteter Soldaten, das in Form von Denkmälern seinen zentralen Ausdruck findet.⁷

Jedoch steht die Bundesrepublik in Bezug auf die Entwicklung eines adäquaten Soldatengedenkens noch am Anfang. Beim im September 2009 eingeweihten Ehrenmal am Berliner Bendlerblock handelt es sich um das erste Denkmal, mit dem den seit ihrer Gründung 1955 ums Leben gekommenen Angehörigen der Bundeswehr gedacht werden soll. Die Debatte um das Ehrenmal ist dabei ein Kristallisationspunkt der deutschen innenpolitischen Auseinandersetzung mit dem Tod und der Einsatzsituation von Soldaten.

¹ vgl. Einsatzführungskommando der Bundeswehr, 2011

² vgl. ebd.

³ Zwischen 1960 und 1969 starben jedes Jahr durchschnittlich rund 115 Bundeswehrangehörige während ihres Dienstes, in den 1970er Jahren verringerte sich diese Zahl auf durchschnittlich 72, in den 1980ern auf rund 43 sowie in den 1990ern auf 33 Personen. Zwischen 2000 und 2009 kamen jährlich im Durchschnitt ebenfalls rund 33 Angehörige der Bundeswehr bei der Ausübung ihres Dienstes ums Leben, 2010 waren es 10 und 2011 bislang 8 Personen. (Zahlen teilweise gerundet, eigene Kalkulation auf Basis von Daten der Abteilung Personal-, Sozial- und Zentralangelegenheiten des BMVg, 2011)

⁴ vgl. Einsatzführungskommando der Bundeswehr, 2011

⁵ Im ISAF-Einsatz in Afghanistan verzeichnete die Bundeswehr bislang 52 Todesfälle im Dienst, im Kosovo-Einsatz (KFOR) 25, in Bosnien-Herzegowina (SFOR/EUFOR) 19 sowie in den Missionen im Adria-Raum (Sharp Guard), in Georgien (UNOMIG) und in Kambodscha (UNTAC) je einen Todesfall (vgl. Einsatzführungskommando der Bundeswehr, 2011).

⁶ Hettling, 2008, 18, Herv. i. O.

⁷ vgl. ebd.

Doch auf welche Sprache soll zurückgegriffen werden, um den zunehmend gefährlichen militärischen Einsätzen im Ausland und den dabei ums Leben gekommenen Angehörigen der Bundeswehr Rechnung zu tragen? Kann die Wiederbelebung heroischer Begriffe wie etwa „*gefallene*“ Soldaten auch in zivilen Kontexten mit jener „postheroischen“ Haltung in Einklang gebracht werden, die Herfried Münkler der deutschen Gesellschaft zuschreibt?

Die vorliegende Arbeit will in Anlehnung an Münklers Konzept heroischer und postheroischer Gesellschaften untersuchen, welchen Weg die deutsche innenpolitische Debatte hinsichtlich des Gedenkens getöteter Bundeswehrsoldaten im Spannungsfeld zwischen soldatischem Traditionalismus und postheroischer Mentalität geht. Im ersten Teil der Arbeit soll zunächst vor dem theoretischen Hintergrund des *Strategic Culture*-Ansatzes eine Auseinandersetzung mit Münklers Konzept erfolgen. Anschließend werden der theoretische und empirische Forschungsstand kurz dargestellt, bevor dann der Übergang zum empirischen Teil erfolgt, in dem *Gefallenen*begriff, *Kriegs*begriff und die Debatte um das Ehrenmal näher beleuchtet werden.

2. Theoretischer Hintergrund

2.1. Das Konzept der *Strategic Culture*

Der *Strategic Culture*-Ansatz ist in die konstruktivistische Theorie einzuordnen und hat seit den 1980er-Jahren Einzug in den Mainstream der IB-Debatte gehalten, die bis dahin primär rationalistisch geprägt war und im Ost-West-Konflikt von einer „balance of power“ ausging.⁸ Anders als der Neorealismus, der annimmt, dass Staaten rationale Akteure sind, deren strategisches Handeln innerhalb der jeweiligen Systemstruktur durch Macht- und Nutzenmaximierung sowie durch Verlustminimierung bestimmt ist,⁹ geht die *Strategic Culture*-Forschung davon aus, dass innenpolitische Einstellungen auf das außenpolitische Verhalten eines Staates wirken und damit eine Sozialisation in verschiedenen strategischen Kulturen zu unterschiedlichem Handeln in ähnlichen Situationen führt.¹⁰ Das Konzept der *Strategic Culture* stellt damit eine Alternative zu neorealistischen Modellen für die Erklärung strategischer Entscheidungen dar.¹¹

⁸ vgl. Barnett, 2011, 150ff.

⁹ vgl. Lamy, 2011, 119

¹⁰ vgl. Johnston, 1995, 35

¹¹ vgl. ebd., 35ff.

In seinen Anfängen geht der *Strategic Culture*-Ansatz auf die zweite Hälfte der 1970er Jahre zurück, als einige Autoren erstmals die hohe Bedeutung kultureller Faktoren, die sozial konstruiert und erlernt werden, für strategisches außen- und sicherheitspolitisches Handeln erkannten.¹² Zentraler Untersuchungsgegenstand dieser frühen Auseinandersetzung mit strategischer Kultur waren die im Kalten Krieg einander gegenüberstehenden Atomkräfte, die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten.¹³ In einer Untersuchung der sowjetischen und US-amerikanischen Nuklearwaffenstrategie zog 1977 erstmals Jack Snyder die politische Kultur eines Staates als Faktor für dessen sicherheitspolitisches Handeln heran.¹⁴ Nach Snyder definiert sich strategische Kultur als „the sum total of ideas, conditioned emotional responses, and patterns of habitual behavior that members of a national strategic community have acquired through instruction or imitation and share with each other with regard to nuclear strategy“.¹⁵ In den 1980er und 1990er Jahren erfährt das Konzept der *Strategic Culture* eine zunehmende Ausweitung. So beschreibt etwa Colin S. Gray, der sich ab den frühen 1980er Jahren ebenfalls zunächst mit der US-amerikanischen und der sowjetischen *Strategic Culture* auseinandersetzt,¹⁶ diese als

[...] the persisting (though not eternal) socially transmitted ideas, attitudes, traditions, habits of mind, and preferred methods of operation that are more or less specific to a particular geographically based security community that has had a necessarily unique historical experience.¹⁷

In einer jüngeren Arbeit über die Außen- und Sicherheitspolitik der Bundesrepublik fügt Kerry Longhurst (2004) weitere Facetten hinzu:

A strategic culture is a distinctive body of beliefs, attitudes and practices regarding the use of force, held by a collective and arising gradually over time through a unique protracted historical process. A strategic culture is persistent over time, [...] although it is not a permanent or static feature. It is shaped and influenced by formative periods and can alter [...] at critical junctures in that collective's experiences.¹⁸

Anhand dieser Beispiele wird deutlich, dass von keiner theoretisch homogenen, allgemein anerkannten Definition von *Strategic Culture* gesprochen werden kann, sondern dass vielmehr unterschiedliche Richtungen nebeneinander bestehen.¹⁹ Insgesamt können innerhalb des Konzepts drei „Generationen“ beziehungsweise „Schulen“ voneinander unterschieden werden.²⁰

¹² vgl. Gray, 1999, 51

¹³ vgl. Johnston, 1995, 32

¹⁴ vgl. Snyder, 1977, Vff.

¹⁵ ebd., 8

¹⁶ vgl. Gray, 1981, 21ff.

¹⁷ Gray, 1999, 51

¹⁸ Longhurst, 2004, 17

¹⁹ vgl. Longhurst, 2000, 303ff.; Johnston, 1995, 32ff.

²⁰ vgl. Johnston, 1995, 36ff.

Während die erste Schule annimmt, dass Kultur und Verhalten einander gegenseitig durchdringen und die strategische Kultur den „*shaping context*“²¹ für die Sicherheitspolitik eines Staates definiert,²² geht ab Mitte der 1980er Jahre die zweite Generation davon aus, dass Verhalten und strategische Kultur als unabhängig voneinander zu verstehen sind. Dabei dient der *Strategic Culture*-Ansatz primär der Sichtbarmachung der Diskrepanz zwischen der von politischen Eliten propagierten strategischen Kultur und den tatsächlichen, „tieferen“ Motiven ihres Handelns.²³ Die sich seit den 1990ern entwickelnde dritte Generation versucht schließlich, eine analytische Trennung von Kultur und Verhalten vorzunehmen: Verhalten ist hier kein Teil der strategischen Kultur, sondern wird als unabhängige Variable definiert.²⁴ Trotz konzeptioneller Kontroversen lässt sich jedoch eine Art „gemeinsamer Nenner“ der verschiedenen Ansätze identifizieren: So definiert Giegerich *Strategic Culture* zusammenfassend als

[...] an ideational milieu that limits choices of states in relation to the use of military force including the questions of when, under which circumstances, and in which context military force is to be used as a political tool. This ideational milieu is based on a historically unique experience of a society, which generated persistent preferences that are only open to gradual change through policy-making elites, particularly in times of perceived crisis.²⁵

Eine Schwäche des *Strategic Culture*-Ansatzes bestand lange in seiner schwierigen empirischen Anwendbarkeit,²⁶ allerdings gelang es einigen Arbeiten der letzten Jahre, dieses Problem zu beheben.²⁷

2.2. Münklers Konzept der heroischen und postheroischen Gesellschaften

Das Konzept der heroischen und postheroischen Gesellschaften, als dessen zentraler Vertreter Herfried Münkler gilt, bezieht sich auf die Opferbereitschaft für gemeinsam geteilte Werte und beleuchtet damit einen Aspekt von *Strategic Culture*. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Figur des Helden: „Zum Helden kann nur werden, wer bereit ist, Opfer zu bringen, eingeschlossen das größte, das des Lebens. Für diese Bereitschaft zum Opfer wird dem Helden Anerkennung und Ehre zuteil.“²⁸

²¹ Gray, 1999, 50

²² vgl. Gray, 1981, 22; Gray, 1999, 49ff.; Johnston, 1995, 36ff.

²³ vgl. Klein, 1988, 133ff.; Johnston, 1995, 39ff.

²⁴ vgl. Johnston, 1995, 41ff.; Gray, 1999, 50

²⁵ Giegerich, 2006, 40

²⁶ vgl. Longhurst, 2000, 308; Johnston, 1995, 49ff.

²⁷ vgl. Göler, 2010, 187

²⁸ Münkler, 2007, 742

Während heroische Gesellschaften durch die Opferbereitschaft ihrer Helden für das Gemeinwesen oder für ein politisches Ziel gekennzeichnet sind und die todesmutigen Taten der Helden nicht nur „narrativ verdoppeln“²⁹, sondern zur „sinnhaft-symbolischen Aufladung des Todes“³⁰ auch einen Opferkult mit sakrifizieller Dimension betreiben, ist dieser Kämpfertypus mit gesteigerter Opferbereitschaft in den demokratischen westlichen Zivilgesellschaften, die Münkler als „postheroisch“ bezeichnet, von verschwindender Bedeutung.³¹

In Hinblick auf die Entstehung dieser opfersensiblen, postheroischen Gesellschaften können laut Münkler³² drei Erklärungsansätze unterschieden werden, die im Folgenden kurz dargestellt werden sollen. Bei Michael Howard steht die Ausprägung postheroischer Dispositionen zunächst im Kontext fortschreitender Urbanisierungsprozesse.³³ Demgegenüber geht Edward Luttwak von einem Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Opferbereitschaft und demografischer Entwicklung aus, eine These, die sich als anschlussfähig an Howards Ansatz erweist.³⁴ Drittens nimmt John Keegan an, dass die Entstehung postheroischer Gesellschaften mit der Entwicklung von Atomwaffen beginnt.³⁵ Wenngleich unterschiedliche Faktoren herangezogen werden, um den Ursprung postheroischer Mentalitäten zu erklären, stimmen die drei Ansätze darin überein, das zentrale Merkmal postheroischer Gesellschaften in deren geringer Toleranz in Bezug auf eigene militärische und zivile Opfer zu verorten.

In Anlehnung an Ferdinand Tönnies' Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft³⁶ beschreibt Münkler³⁷ am Beispiel des neuzeitlichen Europas verschiedene Gesellschaftstypen anhand ihres jeweiligen „Heroisierungspotentials“³⁸.

Die europäischen Gesellschaften vor der Französischen Revolution nennt Münkler *präheroisch*³⁹, da der Militärdienst zu dieser Zeit von Spezialisten getragen wird, die sich primär durch hohe Disziplin auszeichnen. Im Gegensatz zu *unheroischen* Gesellschaften, „für die Opferbereitschaft und Heldentum als Leitideen prinzipiell keine Rolle spielen“⁴⁰, zeichnen sich präheroische Gesellschaften dadurch aus, „dass die Ideale des Soldatenstandes allmählich in die Gesellschaft einwandern und deren Werte beeinflussen“⁴¹. Auf diese Weise wird die

²⁹ ebd.

³⁰ ebd.

³¹ vgl. Münkler, 2007, 742; Münkler, 2002

³² vgl. Münkler, 2006, 311ff.

³³ vgl. Howard, 2001, 98ff.; Münkler, 2006, 311ff.

³⁴ vgl. Luttwak, 2003, 104ff.; Münkler, 2006, 317ff.

³⁵ vgl. Keegan, 2000, 449ff.; Münkler, 2006, 313ff.

³⁶ vgl. Tönnies, 1991

³⁷ vgl. Münkler, 2006, 310ff.

³⁸ ebd., 328

³⁹ ebd., 332

⁴⁰ ebd., 334

⁴¹ ebd.

Denkweise eines Berufsstandes zu einer gesamtgesellschaftlichen Haltung, wodurch im Anschluss an die Französische Revolution in Europa eine „Aggregation *heroischer* Gesellschaften“⁴² entsteht, die ein dauerhaftes, friedliches Nebeneinander unmöglich macht: „Die Nachbarschaft heroischer Gesellschaften ist zwangsläufig selbstdestruktiv“.⁴³ In diesem Kontext kann der Erste Weltkrieg als „Entladung des emotionalen Drucks“⁴⁴ verstanden werden, der sich in den heroischen Gesellschaften angestaut hatte. Damit stellt der Erste Weltkrieg eine Zäsur dar, die dem Nationalismus sein gesamtgesellschaftliches Heroisierungspotential nimmt und damit dem Masseneroismus in Europa ein Ende setzt. In den westlichen Demokratien tritt an die Stelle der Opferbereitschaft für das Gemeinwesen nun die Überzeugung, dass Kriege dieser Zerstörungskraft zukünftig verhindert werden müssen. Damit werden die demokratischen Staaten ab der Zwischenkriegszeit zu *unheroischen* Gesellschaften, in denen die heroische Mentalität auf „Inseln des Militärischen in einem Meer der Zivilität beschränkt“⁴⁵ bleibt.⁴⁶

Während sich also die Kriegsgewinner ernüchert vom heroischen Gesellschaftsmodell abwenden, tendieren die Verlierer eher dazu, auf eine Revision der Ergebnisse von 1918 durch noch höhere Opferbereitschaft einer durch den Totalitarismus „in eine *heroische Gemeinschaft umgeformten Gesellschaft*“⁴⁷ zu hoffen.⁴⁸ Im Unterschied zu den europäischen Demokratien wie Großbritannien und Frankreich, die nun primär eine Appeasement-Politik verfolgen, zielen weite Teile der deutschen Politik in der Zwischenkriegszeit auf eine umfassende Mobilisierung der gesamtgesellschaftlichen Opferbereitschaft ab.

Angesichts der verheerenden Opferzahlen führen Erster und Zweiter Weltkrieg in Europa schließlich zu einer „selbsterstörerischen Entheroisierung“⁴⁹, weshalb die europäischen Staaten nach 1945 durchgängig von einer *postheroischen* Mentalität geprägt sind.⁵⁰ Infolge der besonders hohen Verluste im Zweiten Weltkrieg, wo auf deutscher Seite „bis zur völligen Niederlage durchgekämpft“⁵¹ wurde, hat sich der Postheroismus in Deutschland stärker als in irgendeinem anderen europäischen Staat verankert.⁵²

⁴² ebd., 336

⁴³ ebd.

⁴⁴ ebd.

⁴⁵ ebd., 329

⁴⁶ vgl. ebd., 326ff.

⁴⁷ ebd., 330

⁴⁸ vgl. ebd., 326ff; Münkler, 2007, 750

⁴⁹ Münkler, 2006, 337

⁵⁰ vgl. ebd., 338

⁵¹ Münkler, 2007, 750

⁵² vgl. ebd.

2.2.1. Aktuelle Herausforderungen postheroischer Gesellschaften

Münklers Unterscheidung heroischer und postheroischer Gesellschaften hat jedoch nicht nur historische Aussagekraft, sondern ist auch angesichts der aktuellen Auseinandersetzung westlicher Demokratien mit dem transnationalen Terrorismus von Relevanz. Die postheroischen Staaten Europas und Nordamerikas, die eine hohe Opfersensibilität aufweisen, sehen sich laut Münkler durch terroristische Selbstmordattentate mit ihrer eigenen Angreifbarkeit konfrontiert.⁵³ Doch auch für postheroische Gesellschaften gelte: „Heroismus ist unverzichtbar“.⁵⁴ Vor allem, wenn es zu „Stresssituationen“ wie etwa am 11. September 2001 und in dessen Folge komme, sei jede Gesellschaft auf heroische Elemente angewiesen.⁵⁵ Münkler nennt in diesem Zusammenhang „heroische Gelassenheit“⁵⁶ als einzige Möglichkeit, die „labile psychische Infrastruktur postheroischer Gesellschaften“⁵⁷ – das eigentliche Angriffsziel der Attentate, die vielfach von Angehörigen eher heroisch ausgerichteter Gemeinschaften verübt werden – wirksam zu schützen.

Ein weiterer aktueller Ausdruck postheroischer Mentalität sind die Abschaffung der Wehrpflicht und die damit einhergehende Professionalisierung der Streitkräfte in zahlreichen westlichen Ländern, in Deutschland etwa durch die Reform der Bundeswehr.⁵⁸ Auch stehen Entwicklung und Einsatz hochtechnologischer Waffensysteme in einem direkten Zusammenhang mit der postheroischen Disposition der Gesellschaften in den westlichen Demokratien, die im Fall einer Beteiligung an militärischen Interventionen besonders sensibel auf Opfer unter den eigenen Streitkräften reagieren.⁵⁹

2.2.2. Kritik am Konzept Münklers

Schwarz wirft die Frage auf, inwieweit der postheroische Charakter einer Gesellschaft tatsächlich unumkehrbar ist.⁶⁰ Die zunehmende Demilitarisierung westlicher Demokratien stehe nicht nur, wie bei Münkler, im Zusammenhang mit einem gesellschaftlichen Wertewandel, sondern müsse vor allem im Kontext der Beendigung des Ost-West-Konflikts gesehen wer-

⁵³ vgl. Münkler, 2006, 342ff.

⁵⁴ Münkler, 2002

⁵⁵ vgl. ebd.

⁵⁶ Münkler, 2006, 343

⁵⁷ ebd.

⁵⁸ vgl. Münkler, 2006, 251ff.

⁵⁹ vgl. ebd., 319

⁶⁰ vgl. Schwarz, 2008, 274

den,⁶¹ wodurch sich die Bedrohungslage und deren Wahrnehmung fundamental verändert hätten. Infolgedessen könne nicht ausgeschlossen werden, dass drastische Bedrohungsveränderungen auch künftig Auswirkungen auf die Bereitschaft, Opfer in Kauf zu nehmen, hätten. Wie im Vergleich zwischen den USA und Europa deutlich wird – beide werden von Münkler als postheroisch eingestuft – besitzt die These der postheroischen Disposition nur eingeschränkte Erklärungskraft in Hinblick auf die Haltung verschiedener Staaten zum Einsatz militärischer Mittel.⁶² Auch ist die Risikoaversion postheroischer Gesellschaften „keineswegs eine unveränderliche Konstante“⁶³, sondern es ist vielmehr anzunehmen, dass gesellschaftliche Einstellungen zum Gebrauch militärischer Mittel je nach wahrgenommener Bedrohungssituation und Erfolgsaussicht variieren.⁶⁴

Ein weiterer Kritikpunkt an Münklers Ansatz ist dessen Fokus auf die Vermeidung eigener Opfer, durch den Verluste auf gegnerischer Seite ausgeklammert bleiben. Diese theoretische Beschränkung erscheint nicht zuletzt auch angesichts der öffentlichen Resonanz auf die mediale Berichterstattung über zivile Opfer im Afghanistaneinsatz fraglich.

Für die vorliegende Arbeit kann Münklers Konzept trotz genannter Schwächen als relevant angesehen werden, da es durch die Gegenüberstellung heroischer und postheroischer Mentalitäten eine sinnvolle Basis für die Analyse der gewählten Fragestellung bietet. Da ausschließlich eine Auseinandersetzung mit der deutschen innenpolitischen Debatte erfolgen soll, ist insbesondere die oben dargestellte Problematik hinsichtlich der Vergleichbarkeit von Staaten in diesem Fall unerheblich.

3. Überblick über den Forschungsstand

Nicht zuletzt angesichts des Afghanistan-Einsatzes der deutschen Bundeswehr ist der Tod von Soldaten zunehmend ins öffentliche Interesse gerückt. Unter „Soldatentod“ werden dabei „Todesfälle von Soldaten im Einsatz durch gezielte Akte *äußerer* Kräfte“⁶⁵ verstanden, wodurch Unfall und Selbstmord als Todesursachen ausgeschlossen werden und auch zivile Angehörige der Bundeswehr, die ums Leben kommen, keine Berücksichtigung finden.⁶⁶ Im Gegensatz zum neutralen Begriff *Getötete* steht die Bezeichnung *Gefallene* in einem direkten

⁶¹ hierbei verweist Schwarz insbesondere auf Haltiner, 2004

⁶² vgl. Schwarz, 2008, 273

⁶³ ebd., 276

⁶⁴ vgl. ebd., 275f.

⁶⁵ Franke/Roos, 2011, 2, Herv. i. O.

⁶⁶ vgl. ebd.

semantischen Zusammenhang mit *Krieg*, *Kampf*, *Gefecht* und *Töten*.⁶⁷ Die euphemistische Bezeichnung *fallen* vermeidet dabei bewusst die Verbindung zum *Töten*.⁶⁸ Münkler⁶⁹ weist darauf hin, dass im Verb *fallen* die „Opferqualität des Sakrifiziellen“ und damit die „zentrale Vorstellung vom Tod als sakrifizieller Gabe, als stellvertretender und rettender Tat“⁷⁰ enthalten ist. Die Trennung in *Gefallene* und *Getötete* unterscheidet die „Toten der klassischen Kriege“ von den im Rahmen militärischer Interventionen getöteten Bundeswehrsoldaten.⁷¹

Dörfler-Dierkens Untersuchung zufolge lässt sich seit der erstmaligen Benennung im Dienst ums Leben gekommener Bundeswehrsoldaten mit dem Begriff *Gefallene* durch den damaligen Bundesverteidigungsminister Franz Josef Jung auf einer Trauerfeier im Oktober 2008 eine zunehmend heroisch konnotierte Sprachverwendung in der politischen Kommunikation in Deutschland beobachten.⁷² Dennoch sei es weiterhin unwahrscheinlich, dass die deutsche Gesellschaft „ihre tendenziell eher gewaltkritische Haltung aufgäbe“⁷³ – vielmehr sei davon auszugehen, dass Soldaten verstärkt „dazu neigen, ein elitäres Sonderethos auszubilden, sich als eine Elite zu verstehen, die besondere Opfer bringt“⁷⁴. Bestimmend sei das Selbstbild, „nötigenfalls sein Leben dahinzugeben für ein Vaterland und eine Gesellschaft, die des Selbstopfers eigentlich nicht wert sind“⁷⁵. Bundeswehrsoldaten würden sich in Afghanistan „als *Kämpfer* und *Krieger* gebraucht“⁷⁶ fühlen und damit an einen „soldatischen Traditionalismus“⁷⁷ anknüpfen, der aus früherer Zeit stammt, als es etwa Offizieren zustand, „die Achtung und den Respekt der Zivilisten einzufordern“⁷⁸: Soldaten „ernennen sich durch solche Wiederbelebungen alter soldatischer Ehrbegriffe zu einer Statuselite“⁷⁹. Dieses Selbstbild könne allerdings mit einem demokratischen Staat, in dem der Soldat ein „Staatsbürger in Uniform“ ist, nicht in Einklang gebracht werden. Daher komme es zu einem Konflikt mit der postheroischen Gesellschaft: „Wer sich [...] in seiner *Ehre* zurückgesetzt und nicht angemessen gewürdigt fühlt, kann sich nicht im Einklang mit der Zivilgesellschaft empfinden“.⁸⁰ Auch in der Zentralen Dienstvorschrift Innere Führung von 2008 wird ein „soldatischer Wer-

⁶⁷ vgl. Dörfler-Dierken, 2010, 142

⁶⁸ vgl. ebd., 144

⁶⁹ vgl. Münkler, 2008: 22ff.

⁷⁰ ebd., 30

⁷¹ vgl. ebd., 29

⁷² vgl. Dörfler-Dierken, 2010, 137ff.

⁷³ ebd., 152

⁷⁴ ebd.

⁷⁵ ebd.

⁷⁶ ebd., 155

⁷⁷ ebd., 154

⁷⁸ ebd., 155

⁷⁹ ebd., 152

⁸⁰ ebd., 155, Herv. i. O.

tekanon“⁸¹ vermittelt, der mit Adjektiven wie „tapfer“, „treu“, „gewissenhaft“, „kameradschaftlich“ und „diszipliniert“⁸² durchaus „schlussfähig ist für traditionelle soldatische Selbstbeschreibung“⁸³. Ebenfalls ist von „Verwundung und Tod“ die Rede.⁸⁴ Diese Rhetorik soll im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit für die Definition *heroischer* Sprachwahl herangezogen werden, deren Gegenstück wird – in Anlehnung an Münkler – im Folgenden als *post-heroische* Sprachwahl bezeichnet.

Diesen Widerspruch zwischen ziviler und militärischer Sphäre verortet Naumann auch in Zusammenhang mit dem Gedenken im Einsatz ums Leben gekommener Soldaten.⁸⁵ Der postheroischen, demilitarisierten⁸⁶ Gesellschaft und Politik fehlen nicht nur die richtigen Worte, sondern auch angemessene Rituale für die „existenziellen Konsequenzen ihrer eigenen Sicherheitsbedürfnisse“⁸⁷ – so sehr ist sie darauf bedacht, „den Tod und die Toten auf Distanz zu halten“⁸⁸. Etwa auf Trauerfeiern für getötete Soldaten sieht sie sich mit der Position remilitarisierter Streitkräfte konfrontiert, „deren traditionelles Wertesystem offenbar die stabilste Legitimationsquelle für die Rechtfertigung existenzieller Verluste zur Verfügung stellt“⁸⁹.

Ein absolutes Novum im Totengedenken der Bundesrepublik stellt das „Ehrenmal“ am Berliner Bendlerblock dar. Im Gegensatz zu bestehenden Denkmälern ist es nicht auf ein vergangenes, abgeschlossenes Ereignis, sondern auf eine offene Situation mit unbestimmter Zukunft bezogen, woraus sich gesellschaftliche und politische Irritationen ergeben:⁹⁰

Das ist also das Dilemma militärischen Totengedenkens in der postheroischen Gesellschaft: dass die Gesellschaft solche Erinnerung zwecks Selbstvergewisserung nicht braucht, ja geradezu ablehnt, wohingegen die Politik ihrer bedarf, um darüber generalisierten Dispens für die Opfer der Einsätze zu erlangen.⁹¹

⁸¹ BMVg, 2008, 19

⁸² ebd.

⁸³ Dörfler-Dierken, 2010, 154

⁸⁴ vgl. BMVg, 2008, 26, 46

⁸⁵ vgl. Naumann, 2008, 162ff.

⁸⁶ Naumann knüpft dabei an Haltiner (2004, 226ff.) an, der die These vertritt, dass sich die seit dem Ende der Ära der europäischen Massenheere demilitarisierten Gesellschaften aktuell mit einer Remilitarisierung ihrer Streitkräfte konfrontiert sehen, welche im Kontext der Abschaffung der Wehrpflicht sowie der Verkleinerung und Ökonomisierung des Militärs vonstattengeht. In einem Berufsheer sei die zentrale Bezugsgröße „nicht mehr die Gesellschaft, der das Militär zu dienen hat, sondern die militärische Gemeinschaft mit ihren eigenen Werten und Normen“ (ebd., 236). Dadurch komme es zu einer „Entfremdung“ (ebd., 238) der Streitkräfte von der demilitarisierten Zivilgesellschaft sowie zur Ausbildung eines neuen militärischen Selbstverständnisses, das tendenziell eine „Wiederbelebung militärisch elitärer Subkulturen“ (ebd.) begünstige.

⁸⁷ Naumann, 2008, 172

⁸⁸ ebd., 165

⁸⁹ ebd., 172

⁹⁰ vgl. Naumann, 2008, 163; Münkler, 2008, 24

⁹¹ Münkler, 2008, 28

Naumann sieht daher im Ehrenmal auch einen Ausdruck der zahlreichen Widersprüche und Leerstellen des öffentlichen Diskurses über Krieg, Gewalt und Tod.⁹²

4. Empirischer Teil

4.1. Vorstellung der Methodik

Die vorliegende empirische Untersuchung ordnet sich methodisch in die qualitative Sozialforschung ein. Sie befindet sich dabei an der Schnittstelle zwischen der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring sowie der Diskursanalyse.⁹³ In Anlehnung an Mayring⁹⁴ erfolgte zunächst eine theoriegeleitete Festlegung der beiden Großkategorien der Analyse, die unter Bezugnahme auf Münkler (vgl. Abschnitt 2.2.) mit „heroisch“ und „postheroisch“ bezeichnet wurden. Zur Untersuchung wurden drei Ereignisse der deutschen innenpolitischen Debatte ausgewählt, die in Hinblick auf das Forschungsinteresse geeignet schienen:

- (1) Die erste öffentliche Erwähnung *gefallener* Soldaten durch den damaligen Bundesverteidigungsminister Franz Josef Jung im Oktober 2008,
- (2) die erste Erwähnung *kriegsähnlicher Zustände* im Afghanistaneinsatz durch den damaligen Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg im November 2009 und
- (3) die Einweihung des *Ehrenmals der Bundeswehr* im September 2009.

Während die Auseinandersetzung mit Gefallenenbegriff und Kriegsbegriff beleuchten soll, wie der Soldatentod und sein Kontext dargestellt werden, stellt der Themenbereich Ehrenmal eine Metadebatte über den Umgang mit der Einsatzsituation und dem Tod von Soldaten dar. In weiterer Folge wurde ein Korpus generiert, das sich aus Bundestagsdebatten und Zeitungsartikeln zusammensetzt, die alle – mit Ausnahme der Bundestagsdebatte zum Ehrenmal⁹⁵ – aus dem Zeitraum zwischen Oktober 2008 und November 2009 stammen. Das Teilkorpus Presseberichterstattung beinhaltet Tageszeitungsartikel, die in direkter Folge auf die genannten Ereignisse in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der Süddeutschen Zeitung und der BILD-Zeitung erschienen sind. Bei den Qualitätstageszeitungen FAZ und SZ wurden in der Printausgabe veröffentlichte Artikel aus dem Politik-Ressort beziehungsweise den „Themen des Tages“, für die Boulevardzeitung BILD wurden auf deren Homepage publizierte Artikel

⁹² vgl. Naumann, 2008, 163

⁹³ vgl. Mayring, 2010; Keller/Viehöver, 2006, 103ff.

⁹⁴ vgl. Mayring, 2010, 63ff., insbes. 92ff.

⁹⁵ Hier wurde auf das Plenarprotokoll der Bundestagsitzung vom 6. Juli 2007 zurückgegriffen, da in der Zeit von Oktober 2008 bis November 2009 keine aussagekräftige Debatte zum Ehrenmal im Parlament stattgefunden hat. Nachdem Bundesverteidigungsminister Jung Mitte Juni 2007 seine Pläne für das Ehrenmal der Bundeswehr präsentiert hatte, erfolgte in dieser Sitzung erstmals eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Projekt.

herangezogen. Zu jedem der drei Ereignisse wurde jeweils ein Artikel pro Zeitung gewählt. Da die thematisch dazugehörigen Bundestagsdebatten nicht immer in einem direkten zeitlichen Zusammenhang mit den Ereignissen standen, wurden die Plenarprotokolle für den zweiten Teil des Korpus primär anhand von Informationsgehalt und Aussagekraft in Hinblick auf die analysierten Themenbereiche ausgewählt. Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Analyse dargestellt und interpretiert werden.

4.2. Darstellung und Interpretation der Ergebnisse

4.2.1. Gefallenenbegriff

Zur Untersuchung des innenpolitischen Diskurses im Zusammenhang mit im Afghanistan-Einsatz ums Leben gekommenen Bundeswehrsoldaten wurden insgesamt drei Zeitungsartikel ausgewählt, die in direkter Folge auf Bundesverteidigungsminister Franz Josef Jung's Rede in Zweibrücken am 23. oder 24. Oktober 2008 in der Printausgabe der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Süddeutschen Zeitung sowie auf der Webseite der BILD erschienen sind. Des Weiteren erfolgte eine Analyse des Plenarprotokolls der Sitzung des Deutschen Bundestags vom 4. Dezember 2008, in welcher anlässlich des Jahresberichts des Wehrbeauftragten eine Debatte über die Einsatzrealität von Bundeswehrsoldaten in Afghanistan geführt wurde, in der Bundesverteidigungsminister Jung seine Position nochmals erläuterte.

War zuvor stets von in Afghanistan *getöteten* Bundeswehrsoldaten die Rede, leitete Bundesverteidigungsminister Jung am 24. Oktober 2008 eine semantische Trendwende in der bundesdeutschen politischen Debatte ein. Auf einer Trauerfeier in Zweibrücken für zwei bei einem Sprengstoffanschlag in Afghanistan ums Leben gekommene Soldaten sprach er erstmals von *Gefallenen*, wodurch er entschieden mit der bislang geltenden Sprachregelung brach. Dabei werde, wie Münkler festhält, die Differenzierung zwischen Getöteten und Gefallenen von politischen Entscheidungsträgern aus gutem Grund getroffen: „[D]ie terminologische Vermischung von Krieg und Intervention in postheroischen Gesellschaften [würde] zwangsläufig dazu führen [...], dass es überhaupt keine militärischen Interventionen mehr gäbe“.⁹⁶ Eben diese „Vermischung“ versuchte Verteidigungsminister Jung offenkundig zu umgehen, als er bei der Trauerfeier im Oktober 2008 die Formel „im Einsatz für den Frieden gefallen“⁹⁷ prägte. Diese Formulierung, die von Dörfler-Dierken treffend als „Melange von soldatischem Tra-

⁹⁶ Münkler, 2008, 29

⁹⁷ BPA, 2008, 58

ditionalismus und politischem Kalkül“⁹⁸ beschrieben wird, stellt einerseits ein Zugeständnis an die von vielen Soldaten empfundene „Dramatik der Situation“⁹⁹ dar, auf der anderen Seite löst Jung dadurch das Verb *fallen* aus dem Kontext *Krieg* heraus.¹⁰⁰

In einer Rede vor dem Bundestag wenige Wochen später führt Verteidigungsminister Jung aus, weshalb er die Verwendung des *Gefallenen*-begriffs für bedeutsam hält.¹⁰¹ Ums Leben gekommene Bundeswehrsoldaten hätten eine Würdigung durch die Gesellschaft verdient, da sie „die einzige Berufsgruppe [sind], die schwört, das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen, und die letztlich bis zum Einsatz ihres Lebens gefordert ist, wenn dieses Recht und die Freiheit tatsächlich verteidigt werden müssen“¹⁰². An dieser Textstelle zeigt sich deutlich, dass Jung den Begriff *gefallen* auch in einen deutlich heroisch konnotierten Kontext einbettet. Als wichtige Symbole gesellschaftlicher Anerkennung für die Leistungen der Bundeswehr nennt Jung außerdem das zu diesem Zeitpunkt in Bau befindliche Ehrenmal in Berlin sowie die sogenannte „Tapferkeitsmedaille“, die durch Jung gestiftet und im September 2008 durch Bundespräsident Köhler genehmigt wurde.

Die Analyse des vorliegenden Korpus zeigt, dass Jungs Wortwahl ein tendenziell positives Echo findet. So titelt etwa die Frankfurter Allgemeine Zeitung am Tag nach der Trauerfeier: *Jung: Ich verneige mich vor den gefallenen Soldaten*.¹⁰³ Die Süddeutsche Zeitung berichtet besonders ausführlich über die „bewegende Trauerfeier“.¹⁰⁴ Beide Artikel wählen allerdings durchgängig – mit Ausnahme von Zitaten des Verteidigungsministers – postheroische Worte und wahren damit eine objektive Distanz zum Inhalt. BILD geht hier einen anderen Weg: Sie übernimmt Jungs Terminologie und verstärkt deren heroische Färbung zusätzlich, indem sie pathetisch von einer „ergreifenden militärischen Zeremonie“ für die „in Afghanistan gefallenen Bundeswehrsoldaten“¹⁰⁵ spricht. Die Beschreibung der Trauerfeier kann als emotionalisierend bezeichnet werden.

Während also jedenfalls in Qualitätsmedien ein zurückhaltender Umgang mit dem „Gefallenen“-Begriff erfolgt und stattdessen neutrales, nicht mit Krieg in Verbindung stehendes Vokabular verwendet wird, greifen im Bundestag Vertreter mehrerer Fraktionen die Rhetorik des

⁹⁸ Dörfler-Dierken, 2010, 154

⁹⁹ ebd., 146

¹⁰⁰ vgl. ebd., 146; Dörfler-Dierken (2010, 137ff.) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der geschichtliche Kontext gänzlich unberücksichtigt gelassen worden sei: „Früher *fiel* der Soldat für Gott, Führer, Volk oder Vaterland. Jetzt wird dieses höhere Gut, das dem Soldatentod Sinn verleihen soll, mit dem emotional und in der christlich-abendländischen Tradition hochbesetzten Begriff ‚Frieden‘ angegeben“ (ebd., 148, Herv. i. O.).

¹⁰¹ vgl. PIPr-Nr. 16/193

¹⁰² ebd., 20825 D

¹⁰³ FAZ, 25.10.2008

¹⁰⁴ SZ, 25.10.2008

¹⁰⁵ Bild.de, 24.10.2008

Bundesverteidigungsministers auf, die somit deutlich mehrheitsfähig scheint.¹⁰⁶ Anlässlich der Präsentation des Jahresberichts 2007 des damaligen Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestags, Reinhold Robbe (SPD), zeigt sich, dass – gut eineinhalb Monate nach Jungs semantischem Kurswechsel in Zweibrücken – neben Robbe auch Vertreter von CDU/CSU und FDP von *verwundeten* oder *gefallenen* Bundeswehrsoldaten sprechen. Dies unterstreicht die These Dörfler-Dierkens, dass die neue Sprachverwendung zu deutlichen Veränderungen des sprachlichen Umgangs mit dem Bundeswehreinsatz in Afghanistan geführt habe.¹⁰⁷

Der Wehrbeauftragte Robbe spricht sich in seiner Rede explizit für die Verwendung dieser Begriffe als Ausdruck der gesellschaftlichen Anerkennung für die Bereitschaft der Soldaten, notfalls „auch das eigene Leben für deutsche Interessen einzusetzen“¹⁰⁸, aus. Diese Intention teilt Robbe mit einer Reihe von Vertretern der Bundeswehr, die vor Jungs rhetorischem Kurswechsel mehrfach gefordert hatten, getötete Soldaten als *Gefallene* zu bezeichnen, um ihnen damit die „gebührende *Ehre*“¹⁰⁹ zu erweisen.

4.2.2. Kriegsbegriff

Für die Analyse des Kriegsbegriffs in der deutschen innenpolitischen Debatte wurde als Beispiel die erstmalige Betitelung des Afghanistan-Einsatzes der Bundeswehr mit *Krieg* durch den ehemaligen Bundesverteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg gewählt. Als Untersuchungsmaterial dienen hierbei neben dem Interview Guttenbergs mit BILD am 3. November 2009, nur wenige Tage nach seinem Amtsantritt als Bundesminister für Verteidigung, jeweils ein Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung sowie der Süddeutschen Zeitung vom 4. November 2009. Neben der medialen Berichterstattung wurde außerdem das Plenarprotokoll der Bundestagssitzung vom 10. November 2009 in die Analyse einbezogen.¹¹⁰ Hierbei handelt es sich um die dritte Sitzung des 17. Deutschen Bundestags, in der unter anderem die Regierungserklärung von Bundeskanzlerin Merkels sowie eine Rede des seit Ende Oktober 2009 amtierenden Verteidigungsministers Guttenberg auf der Tagesordnung stehen. Angesichts der umfassenden Auseinandersetzung mit dem Einsatz der deutschen Bundeswehr in Afghanistan ist dieses Protokoll eine gute Grundlage, um den Umgang mit dem Begriff *Krieg* seitens aller im Bundestag vertretenen Fraktionen nachzuzeichnen.

¹⁰⁶ vgl. PIPr-Nr. 16/193

¹⁰⁷ vgl. Dörfler-Dierken, 2010, 149

¹⁰⁸ PIPr-Nr. 16/193, 20819 A

¹⁰⁹ Dörfler-Dierken, 2010, 146, Herv. i. O.

¹¹⁰ vgl. PIPr-Nr. 17/3

Nicht nur im Interview, sondern auch vor dem Bundestag spricht Guttenberg als erster deutscher Verteidigungsminister von *Krieg* und *kriegsähnlichen Zuständen* in Zusammenhang mit dem ISAF-Einsatz in Afghanistan, eine Rhetorik, die sich deutlich von der seines Amtsvorgängers Franz Josef Jung unterscheidet. Auf diese Weise wolle er den Einsatz der deutschen Bundeswehr „realistisch“ und „ohne jede Beschönigung“¹¹¹ beschreiben und damit nicht zuletzt Soldaten der Bundeswehr entgegenkommen. Er habe Verständnis dafür, „dass unsere Soldaten – aber es sind ja nicht nur unsere Soldaten – angesichts der kriegsähnlichen Situation etwa in Kunduz von Krieg sprechen“¹¹². Zwar weist Guttenberg sowohl im Interview als auch in seiner Bundestagsrede auf die völkerrechtliche Unrichtigkeit der Bezeichnung *Krieg* in Bezug auf den Afghanistan-Einsatz hin, warnt jedoch gleichzeitig davor, „allgegenwärtige“ „Gefahr, Verwundung und auch Tod [...] mit bürokratischen Formeln weich[z]uzeichnen“¹¹³. Für seine Intention, „zu sagen, was ist“¹¹⁴, erntet er im Bundestag Beifall von Union und FDP sowie von Abgeordneten von SPD und Grünen.

Die Auswertung der Redebeiträge zeigt, dass im Deutschen Bundestag hinsichtlich des Kriegsbegriffes zwei grundlegende Sprachstile unterschieden werden können. Während von einer Gruppe überwiegend postheroische Begriffe wie „Einsatz“ oder „bewaffneter Konflikt“ zur Beschreibung der Situation in Afghanistan verwendet werden, kann in der zweiten, größeren Gruppe eine Tendenz zu heroischer Rhetorik beobachtet werden. Vertreter von Grünen und FDP begrüßen die Wortwahl Guttenbergs dezidiert, wobei sich bei den Grünen sogar Guttenbergs Formulierung *kriegsähnliche Zustände* wiederfindet.¹¹⁵ Die FDP vermeidet die Bezeichnung *Krieg*, verwendet allerdings neben postheroischen Begriffen auch etwa das heroisch konnotierte Wort *Kampfeinsatz*.¹¹⁶ Bundeskanzlerin Merkel (CDU) hat zwar *Krieg* ebenfalls nicht in ihre Rede aufgenommen, spricht allerdings – genau wie der Verteidigungsminister ihres Kabinetts – ebenfalls von *Verwundeten*.¹¹⁷

Besonders häufig, wengleich aus einer anderen Intention heraus, findet sich die Bezeichnung *Krieg* bei den Bundestagsabgeordneten der Linken: Diese sprechen durchgängig vom „Afghanistankrieg“ und setzen damit die heroisch konnotierte Bezeichnung gezielt dazu ein, die „Militarisierung“ der deutschen Außenpolitik sowie die zunehmende „Normalität des Krieges“ anzuprangern. Auch finden sich Formulierungen wie „imperiale Kriege zur Sicherung

¹¹¹ ebd., 85 D

¹¹² ebd.

¹¹³ ebd., 85 C

¹¹⁴ ebd.

¹¹⁵ ebd., 88 C

¹¹⁶ ebd., 45 B

¹¹⁷ ebd., 38 D

von Rohstoffquellen“¹¹⁸ oder „Angriffskrieg“¹¹⁹ in Zusammenhang mit dem Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr.

Weitere Kontexte, in denen *Krieg* bei Rednern mehrerer Fraktionen auftaucht, sind die beiden Weltkriege als Negativbeispiel der deutschen Geschichte. Axel Schäfer (SPD) etwa zitiert Philipp Scheidemann, demzufolge „von Deutschland nie wieder Krieg ausgehen“ solle.¹²⁰ Die SPD ist auch die einzige Bundestagsfraktion, die in der vorliegenden Debatte im Zusammenhang mit dem Afghanistan-Einsatz durchgängig postheroische Begriffe wählt und Kritik an Gutenbergs „beifallheischender“ Wortwahl übt.¹²¹

Mit heroischem Vokabular werden in der Debatte um den Einsatz der deutschen Bundeswehr in Afghanistan also im Wesentlichen zwei Ziele verfolgt: Einerseits verwenden einige Redner und Quellen den Begriff *Krieg*, um der Realität in Afghanistan Rechnung zu tragen, auf der anderen Seite geschieht dies in einigen Fällen primär, um die Ablehnung der damit bezeichneten Vorgänge zu verdeutlichen, wie etwa die Redebeiträge der Linken zeigen.

In Bezug auf die Berichterstattung fällt auf, dass sowohl Qualitäts- als auch Boulevardpresse ausgesprochen positiv auf die neue Rhetorik Gutenbergs reagieren. Bei allen drei Artikeln bleibt das Wortfeld „Krieg“ nicht auf Zitate Dritter beschränkt, sondern hat Eingang in den Gesamttext gefunden. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung sieht in Gutenbergs Äußerung die logische Fortführung von Jungs Strategie, im Einsatz getötete Soldaten als *Gefallene* zu bezeichnen, wohingegen Süddeutsche Zeitung und BILD Gutenbergs Wortwahl als eine Abkehr von Jungs Kurs interpretieren. Während sich die heroischen Begriffe in der Süddeutschen Zeitung lediglich auf die Analogie beziehen, Franz Josef Jung habe „einen Kampf gegen ein einziges Wort geführt“¹²² und in keinem direkten Kontext des Afghanistaneinsatzes stehen, spricht sich die FAZ explizit für die Notwendigkeit der Verwendung der Bezeichnung *Krieg* für den deutschen Afghanistan-Einsatz aus und bringt auch Argumente dafür vor. Die BILD-Zeitung benutzt *Krieg* in Zusammenhang mit der Lage in Afghanistan schließlich wie selbstverständlich und fragt: „Herr Minister, ist der Krieg in Afghanistan noch zu gewinnen?“¹²³

Angesichts der umfassenden Resonanz, die Gutenbergs neue Rhetorik im Spätherbst 2009 findet, erscheint die Interpretation, der rund ein Jahr zuvor erfolgte verbale Tabubruch des

¹¹⁸ ebd., 52 D

¹¹⁹ ebd., 87 C

¹²⁰ ebd., 98 B

¹²¹ ebd., 92 D

¹²² SZ, 04.11.2009

¹²³ Bild.de, 03.11.2009

damaligen Verteidigungsministers Jung habe zu einer „Verschiebung des Diskurses über den Afghanistan-Einsatz in Richtung *Krieg, Kampf* und *Gefecht*“¹²⁴ geführt, durchaus schlüssig.

4.2.3. Das Ehrenmal der Bundeswehr

Bei der Debatte zum Ehrenmal der Bundeswehr handelt es sich um einen Metadiskurs über den Umgang mit dem Soldatentod und seinem Einsatzkontext in der Bundesrepublik. Ursprünglich geht die Idee der Errichtung eines Ehrenmals für ums Leben gekommene Bundeswehrangehörige auf einen Besuch von Verteidigungsminister Franz Josef Jung in Afghanistan im Jahr 2005 zurück.¹²⁵ Im Juni 2007 präsentierte Jung schließlich den von einer Findungskommission ausgewählten Entwurf des Architekten Andreas Meck und sah sich von diesem Zeitpunkt an mit Kritik konfrontiert. Insbesondere Gestaltung und Standort des Denkmals galten bis zuletzt als strittig und waren in der Bundestagsitzung vom 6. Juli 2007 erstmals Gegenstand einer parlamentarischen Debatte.¹²⁶ Bereits im Vorfeld der Sitzung hatten FDP und Bündnis 90/Die Grünen in parlamentarischen Anträgen einen Standort in der Nähe des Reichstagsgebäudes für das geplante Ehrenmal gefordert, da der Konzeption der Bundeswehr als „Parlamentsarmee“ Rechnung getragen werden müsse. Eine von mehreren Fraktionen geteilte Forderung war des Weiteren, eine breit angelegte öffentliche Debatte über die Rolle der Bundeswehr zu initiieren.

In seiner Rede am 6. Juli 2007 vor dem Deutschen Bundestag führt Verteidigungsminister Jung seine zentralen Argumente für ein Bundeswehr-Ehrenmal aus. Nicht an heroisch konnotierter Rhetorik sparend, stellt er sein Anliegen dar, den Soldaten und zivilen Bundeswehrangehörigen, die „das Recht und die Freiheit des Deutschen Volkes tapfer [...] verteidigen“¹²⁷ und dabei ums Leben kommen, mit einem Ehrenmal „ein ehrendes und würdiges Andenken zu bewahren“¹²⁸. Jung beschwört in seiner Rede das mit dem Soldatensein verbundene „Risiko für Leib und Leben“¹²⁹ sowie das „besondere Treueverhältnis“¹³⁰ eines Soldaten zum Staat. Durch die mehrfache Bezugnahme auf den traditionellen soldatischen Wertekanon – *Tapferkeit, Treue, Ehre* – wird die heroische Charakter von Jungs Rede ausdrücklich betont. Es ist anzunehmen, dass Jung mit dieser Sprache den Geschmack der Bundeswehr treffen will, er findet damit aber auch Anklang bei CDU/CSU und FDP, wie deren Beifall und einige

¹²⁴ Dörfler-Dierken, 2010, 153, Herv. i. O.

¹²⁵ vgl. SZ, 07.09.2009, 2

¹²⁶ vgl. PIPr-Nr. 16/109

¹²⁷ ebd., 11354 A

¹²⁸ ebd.

¹²⁹ ebd., 11353 D-11354 A

¹³⁰ ebd., 11354 A

Redebeiträge zeigen. Auch die SPD signalisiert grundlegende Unterstützung für Jungs Projekt, kritisiert allerdings – wie auch die Grünen – die Standortwahl Jungs, den Dienstsitz des Bundesministeriums der Verteidigung im Berliner Bendlerblock, sowie die bislang kaum in Gang gekommene öffentliche Debatte über das Vorhaben. Lediglich die Linke spricht sich gegen die Idee eines „Ehrenmals“ per se aus und fordert stattdessen die Errichtung eines Mahnmals.

Die verbalen Strategien, die die Vertreter der einzelnen Fraktionen in ihren Redebeiträgen wählen, sind dabei sehr unterschiedlich. Während FDP und Bündnis 90/Die Grünen kein heroisches Vokabular verwenden, bedient sich etwa der SPD-Abgeordnete Jörn Thießen einzelner heroisch konnotierter Worte – er spricht unter anderem von *Ehre* und von *Gefallenen*. Wie bereits beim Kriegsbegriff gezeigt wurde, bedient sich die Linke auch in der vorliegenden Bundestagsdebatte einer heroischen Rhetorik (Wortlaut: „Wollen wir tatsächlich wieder sagen – wie der römische Dichter Horaz –: ‚Süß und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben‘?“¹³¹), die die Kritik der Fraktion an der deutschen Beteiligung am Afghanistan-Einsatz zu Ausdruck bringen soll.

Auffällig ist, dass im September 2007 die Bezeichnung *Gefallene* in Zusammenhang mit in Afghanistan ums Leben gekommenen Bundeswehrangehörigen noch keinen Einzug in die Sprache von Bundesverteidigungsminister Jung gehalten hat, der, trotz umfassend heroischer Rhetorik, durchgängig von Soldaten spricht, die im Einsatz ihr Leben „gelassen“ oder „verloren“ haben.

Da sowohl Präsentation als auch Grundsteinlegung des Ehrenmals relativ geringes Medien-echo erlangten und daher zu beiden Ereignissen kein nach den festgelegten Kriterien vollständiges Korpus zusammengestellt werden konnte, wurden für die Analyse der Presseberichterstattung Zeitungsartikel über die Einweihung des Ehrenmals am 9. September 2009 herangezogen. Interessant ist hierbei, dass sich die Artikel aus der Qualitätspresse in Bezug auf ihre Terminologie wesentlich voneinander unterscheiden. Während die Frankfurter Allgemeine Zeitung einen sehr neutralen, gänzlich postheroischen Stil wählt und lediglich in den Zitaten des Bundespräsidenten Horst Köhler vereinzelt ein heroisches Moment mitschwingt, veröffentlicht die Süddeutsche Zeitung am Tag nach der Einweihung des Ehrenmals auf Seite 2 einen Artikel des Politikwissenschaftlers James W. Davis, der den deutlich heroisch anmutenden Titel *Ein Nationalfriedhof für deutsche Helden* trägt. Davis bedient sich in seinem Text eines umfassenden Repertoires heroischer Begrifflichkeiten und konstatiert nicht ohne Bedau-

¹³¹ ebd., 11357 A

ern: „Deutschland hat sich von seinen Helden verabschiedet“.¹³² Bei diesem in der SZ publizierten Artikel handelt es sich um das weitaus am stärksten heroisch ausgerichtete Beispiel im Teilkorpus Medienberichterstattung der vorliegenden Arbeit – eine das soldatische Pathos beschwörende Rhetorik („Gefallene“, „Helden“, „Opfer“, „Ehre“) zieht sich durch den gesamten Text. Dabei ist Davis bemüht um eine Rehabilitierung des seit dem Nationalsozialismus in Deutschland in Verruf geratenen Soldatengedenkens. Er erläutert, dass es ein „Trugschluss“ sei, „zu argumentieren, dass Deutschland auf eine Ehrung seiner heutigen Helden verzichten müsse, um dieser Vergangenheit Rechnung zu tragen oder um ein Wiedererstarken nationalistischer Kräfte zu verhindern“¹³³. Demgegenüber ist die heroische Färbung des infolge der Einweihung des Ehrenmals auf der Homepage der BILD veröffentlichten Artikels subtiler, wenngleich dennoch eindeutig vorhanden. Bereits im Untertitel des knappen Berichts wird erwähnt, dass das Ehrenmal „ein würdevoller Ort des Gedenkens“ für jene sei, „die für Deutschland gestorben sind“¹³⁴.

Dass Jungs rhetorische Wende hin zum *Gefallenen*begriff, die er im Herbst 2008 vollzieht, die politische Sprache prägt, zeigt auch ein Blick in die Broschüre des Bundesministeriums der Verteidigung, die anlässlich der Einweihung des Ehrenmals im September 2009 veröffentlicht wurde. Unter der Überschrift *Ein Ehrenmal, warum?* findet sich dort die Information, wer diejenigen sind, denen das Denkmal gewidmet ist: „[U]nsere Soldaten, die bei Einsätzen zur Konfliktverhütung und Krisenbewältigung im Einsatz für den Frieden gefallen sind, sowie alle Bundeswehrangehörigen, die durch tragische Unfälle oder Unglücke und in deren Folge [...] ihr Leben ließen“.¹³⁵ Selbst hier wird also bewusst zwischen *Getöteten* und *Gefallenen* unterschieden, eine Differenzierung, die angesichts der Widmung des Ehrenmals – „*Den Toten unserer Bundeswehr für Frieden, Recht und Freiheit*“ – doch seltsam anmutet. Sind Bundeswehrangehörige, die etwa bei einem Unfall auf einem deutschen Truppenübungsplatz ums Leben kommen und damit ebenfalls explizit zu jenen gehören, denen das Denkmal gewidmet ist, tatsächlich „für Frieden, Recht und Freiheit“ gestorben? Auch Dörfler-Dierken weist in Zusammenhang mit dem Ehrenmal auf die nicht mehr rückgängig zu machende Problematik des *Gefallenen*begriffs hin: „Aller Namen sollen das Ehrenmal [...] zieren. So werden diejenigen, die bei den Trauerfeiern noch sorgfältig voneinander unterschieden wurden, beim Ehrenmal wieder gleich gemacht“.¹³⁶ In diesem Kontext entzündete sich die Debatte um das

¹³² SZ, 07.09.2009

¹³³ ebd.

¹³⁴ Bild.de, 09.09.2011

¹³⁵ BMVg, 2009, 7

¹³⁶ Dörfler-Dierken, 2010, 149

Ehrenmal auch an der gestalterischen Umsetzung, die unter anderem mit der Symbolik zerbrochener Erkennungsmarken arbeitet.

4.3. Zusammenfassung der empirischen Befunde

Der Hauptzeitraum der vorliegenden Untersuchung zwischen der erstmaligen Verwendung des Begriffs *gefallen* durch den damaligen Bundesverteidigungsminister Franz Josef Jung im Oktober 2008 und der ersten öffentlichen Betitelung des ISAF-Einsatzes in Afghanistan mit *Krieg* durch den ehemaligen Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg Anfang November 2009 umfasst mehrere Ereignisse, die eine Präsenz heroisch konnotierter Rhetorik in der deutschen innenpolitischen Debatte erkennen lassen.

Sowohl im Bundestag als auch in der Presse gilt die Verwendung heroisch gefärbter Begriffe in Zusammenhang mit dem Einsatz deutscher Soldaten in Afghanistan inzwischen offenbar nicht mehr unbedingt als ein Tabu. Gefallenen-, aber auch Kriegsbegriff finden in den Jahren 2008 und 2009 durch Vertreter verschiedener Bundestagsfraktionen Verwendung und stoßen insbesondere auch in den Medien auf ein positives Echo. Dabei kann die Berichterstattung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am stärksten als postheroisch angesehen werden. Auch die Süddeutsche Zeitung berichtet überwiegend in einem postheroischen Stil, tendiert in ihren Artikeln allerdings stärker als die FAZ zu einer heroischen Wortwahl. Am auffälligsten ist die Verwendung heroischer Begriffe allerdings bei der BILD-Zeitung, bei der sich in allen analysierten Artikeln heroisch konnotierte Bezeichnungen finden, die „wie selbstverständlich“ eingebracht werden. Neben dieser Form der Simplifizierung arbeitet BILD mit der für Boulevardmedien nicht ungewöhnlichen Technik der Emotionalisierung, wodurch sich ein weiterer wesentlicher Unterschied zu FAZ und SZ zeigt.

Insgesamt erfahren im Bundestag ab Oktober 2008 die heroisch konnotierten Begriffe *gefallen* und *verwundet* in Zusammenhang mit dem Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan die häufigste Verwendung,¹³⁷ und zwar bei Vertretern von CDU/CSU, der FDP sowie einzelnen Rednern der SPD, dabei insbesondere bei den Bundesverteidigungsministern Jung (CDU) und Guttenberg (CSU) sowie beim ehemaligen Wehrbeauftragten des Bundestags, Reinhold Robbe (SPD). Mit der Bezeichnung *Krieg* in Zusammenhang mit dem Afghanistan-Einsatz wird dagegen deutlich vorsichtiger umgegangen (eher werden zum Wortfeld *Krieg* gehörige Be-

¹³⁷ Dass Bezeichnungen wie *verwundet* oder *gefallen* in Hinblick auf den Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr zumindest im Bundestag noch nicht immer mehrheitsfähig waren, zeigt sich unter anderem auch mit Blick auf die im Kontext der Ehrenmaldebatte untersuchte Bundestagssitzung im Juli 2007, als die Veränderung der Rhetorik von Bundesverteidigungsminister Jung noch bevorstand und beide Begriffe keine Erwähnung finden.

zeichnungen wie *Kampfeinsatz* oder *Gefecht* verwendet), die Wortwahl Guttenbergs, der gegenüber der BILD-Zeitung im November 2009 als erster Verteidigungsminister offen von „kriegsähnlichen Zuständen“ in Afghanistan spricht, findet allerdings Unterstützung bei CDU/CSU und FDP sowie einzelnen Abgeordneten von SPD und Bündnis 90/Die Grünen.

5. Conclusio

Insgesamt sprechen mehrere Faktoren für die These Dörfler-Dierkens, dass seit der Trauerfeier in Zweibrücken, als Bundesverteidigungsminister Jung erstmals öffentlich den Begriff *Gefallene* wählte, eine sprachliche „Martialisierung“ stattgefunden hat und Begriffe wie *Kampf* und *Gefecht* zunehmend in Zusammenhang mit der Situation in Afghanistan Verwendung finden.¹³⁸ Dieser Befund mag angesichts der Charakterisierung der Bundesrepublik als postheroische Gesellschaft, in der die Opferbereitschaft für gemeinsame politische Ideen und damit insbesondere auch der Opferkult durch „sinnhaft-symbolische Aufladung des Todes“¹³⁹ von verschwindend geringer Bedeutung sind, zunächst verwunderlich erscheinen.

Allerdings ist die heroische Rhetorik, mit der versucht werden soll, der Einsatzrealität der Bundeswehr in Afghanistan Rechnung zu tragen, nur ein Aspekt. Nicht nur in Hinblick auf die politische Kommunikation in der Bundesrepublik, sondern insbesondere auch in Zusammenhang mit dem sogenannten „Ehrenmal“ ist die von Verteidigungsminister Jung geprägte Formulierung „im Einsatz für den Frieden gefallen“ in ihrer Widersprüchlichkeit richtungsweisend: Einerseits will offenbar kaum ein politischer Entscheidungsträger, vor allem kein Verteidigungsminister, „den Eindruck auf sich sitzen lassen, er verweigere den getöteten Soldaten die ihnen gebührende *Ehre*“¹⁴⁰, andererseits muss er gleichzeitig den Bedürfnissen der postheroischen Gesamtgesellschaft entgegenkommen und möglichst alle Assoziationen zum Krieg vermeiden.¹⁴¹ In diesem Spannungsfeld hat die Bundesrepublik, auch angesichts der noch recht jungen Geschichte der Auslandseinsätze der Bundeswehr, ihren Weg in Hinblick auf den Umgang mit dem Tod eigener Soldaten noch nicht gefunden. Hettling bezeichnet diesen inneren Konflikt sehr treffend als „Diskrepanz zwischen der neuen Realität militärischer Aufgaben und dem Defizit an Symbolisierungen“¹⁴². Gerade militärische Trauerfeiern und die Debatte um das Berliner Ehrenmal machen deutlich, dass die Bundesrepublik bislang keine angemessenen Formen des Erinnerens ums Leben gekommener Soldaten, sondern „nur ver-

¹³⁸ vgl. Dörfler-Dierken, 2010, 148ff.

¹³⁹ Münkler, 2007, 742

¹⁴⁰ Dörfler-Dierken, 2010, 146, Herv. i. O.

¹⁴¹ vgl. Münkler, 2008, 30

¹⁴² Hettling, 2008, 11

schämte Ersatzformen des Gedenkens“¹⁴³ kennt – im Gegensatz zu manchen Worten ist das Gedenken getöteter Soldaten in Deutschland nämlich „still und unheroisch“¹⁴⁴. Die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit vor 1945 hat dazu geführt, dass frühere Traditionen des Soldatengedenkens als Anknüpfungspunkt nicht infrage kommen und sich das Gedenken in der Bundesrepublik über Jahrzehnte hinweg fast ausschließlich auf die „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“¹⁴⁵ bezogen hatte – eine Formulierung, die angesichts der vom Parlament legitimierten Beteiligung der Bundeswehr an Auslandseinsätzen wenig zufriedenstellend scheint.

Die einerseits getroffene Differenzierung in *getötete* und *gefallene* Angehörige der Bundeswehr und die andererseits unterschiedslose Widmung des Ehrenmals beiden Gruppen ist nur ein Ausdruck der Unsicherheit, die die deutsche Politik in Hinblick auf die öffentliche Thematisierung der veränderten Einsatzrealität der Bundeswehr im Ausland prägt. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass es sich bei der in den untersuchten Kontexten gesteigerten Verwendung heroischer Begriffe um keinen Widerspruch zur postheroischen Mentalität der Bundesrepublik, sondern vielmehr um eine Art Notbehelf handelt, mit dem einem Militär entgegengekommen werden soll, das eine innerhalb der Gesellschaft bestehende heroische Gemeinschaft darstellt, für die adäquate Gedenktraditionen fehlen.

Ob es durch die Verwendung heroisch konnotierter Begriffe wie *Gefallene*, durch das Ehrenmal oder auch eine „Tapferkeitsmedaille“ gelingt, die Leistung von Bundeswehrsoldaten „als sinnvoll zu konstruieren“¹⁴⁶ und damit „das empfundene Sinndefizit des Afghanistan-Einsatzes“¹⁴⁷ zu beheben, mag dahingestellt sein. Solange die deutsche Politik jedenfalls nicht selbstbewusster agiert und es ihr gelingt, eine breite öffentliche Debatte über die demokratische Legitimierung der Bundeswehreinsätze anzustoßen, wird die Auseinandersetzung mit dem Tod von Soldaten weiterhin eine wenig zufriedenstellende Lösung bleiben, an der die Gesellschaft nur wenig Anteil hat.

¹⁴³ vgl. Hettling, 2007, 147

¹⁴⁴ Münkler, 2008, 22

¹⁴⁵ Hettling/Echternkamp, 2008, 7

¹⁴⁶ Dörfler-Dierken, 2010, 156

¹⁴⁷ ebd., 154

6. Bibliografie

Abteilung Personal-, Sozial- und Zentralangelegenheiten des Bundesministeriums der Verteidigung (PSZ BMVg), Todesfälle in der Bundeswehr (Stand: 28.05.2011), abgerufen am 21.09.2011 unter

[http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/!ut/p/c4/DclBDoAgDAXRs3gBunfnLdRNUxXCa](http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/!ut/p/c4/DclBDoAgDAXRs3gBunfnLdRNUxXCaQY-)

[REk8vWR2b2ilnskbDqkhmySaadnC6JvzTeEOKCzC3CdngvFjyrvE2qVmx0LUgIHY0Vh3zfuhrPQFafhB-oSd6w!/.](http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/!ut/p/c4/DclBDoAgDAXRs3gBunfnLdRNUxXCaQY-REk8vWR2b2ilnskbDqkhmySaadnC6JvzTeEOKCzC3CdngvFjyrvE2qVmx0LUgIHY0Vh3zfuhrPQFafhB-oSd6w!/)

Barnett, Michael: Social constructivism, in: Baylis, John / Smith, Steve / Owens, Patricia (Hg.): The globalization of world politics. An introduction to international relations, S. 148-165, Oxford/New York 5. Auflage 2011.

Baylis, John / Smith, Steve / Owens, Patricia (Hg.): The globalization of world politics. An introduction to international relations, Oxford/New York 5. Auflage 2011.

Behnke, Joachim et al. (Hg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden 2006.

Biegi, Mandana et al. (Hg.): Demokratie, Recht und Legitimität im 21. Jahrhundert, Wiesbaden 2008.

Bild.de 03.11.2009, „Ich verstehe jeden, der sagt, in Afghanistan ist Krieg“ [geändert am 13.11.2009], abgerufen am 27.09.2011 unter <http://www.bild.de/politik/2009/interview/interview-mit-minister-guttenberg-10319932.bild.html>.

Bild.de 09.09.2009, Ehrenmal der Bundeswehr eingeweiht, abgerufen am 27.09.2011 unter <http://www.bild.de/politik/2009/bundeswehr/gefallene-soldaten-9673006.bild.html>.

Bild.de 24.10.2008, Abschied von toten Afghanistan-Soldaten [geändert am 23.04.2010], abgerufen am 27.09.2011 unter <http://www.bild.de/news/politik/soldat/abschied-von-toten-afghanistan-soldaten-6264654.bild.html>.

Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/1 Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur in der Bundeswehr, abgerufen am 25.09.2011

FAZ 25.10.2008: Jung: Ich verneige mich vor den gefallenen Soldaten, ohne Autorenangabe, Nr. 250, S. 4.

Franke, Ulrich / Roos, Ulrich, Eine Rekonstruktion der Wirkungen des Soldatentods. Unveröffentlichte Skizze eines Forschungsvorhabens, abgerufen am 22.09.2011 unter http://www.afk-web.de/fileadmin/afk-web.de/data/zentral/dokumente/Paperroom/Franke_Roos.AFK_2011.Soldatentod.pdf.

Giegerich, Bastian: European Security and Strategic Culture. National Responses to the EU's Security and Defence Policy, Baden-Baden 2006.

Göler, Daniel: Die strategische Kultur der Bundesrepublik – Eine Bestandsaufnahme normativer Vorstellungen über den Einsatz militärischer Mittel, in: Dörfler-Dierken, Angelika / Portugall, Gerd (Hg.): Friedensethik und Sicherheitspolitik. Weißbuch 2006 und EKD-Friedensgedenkschrift 2007 in der Diskussion, S. 185-199, Wiesbaden 2010.

Gray, Colin S. (1981): National Style in Strategy. The American Example, in: International Security, 6 (1981), Nr. 2, S. 21-47.

Gray, Colin S. (1999): Strategic culture as context: the first generation of theory strikes back, in: Review of International Studies, 25 (1999), Nr. 1, S. 49-69.

Haltiner, Karl W.: Die Demilitarisierung der europäischen Gesellschaften und die Remilitarisierung ihrer Streitkräfte, in: Jäger, Thomas et al. (Hg.): Sicherheit und Freiheit. Außenpolitische, innenpolitische und ideengeschichtliche Perspektiven, S. 226-241, Baden-Baden 2004.

Hettling, Manfred: Gefallenengedenken – aber wie?, in: Düringer, Hermann et al. (Hg.): Möglichkeiten und Grenzen kollektiver Erinnerung. Ambivalenz und Bedeutung des Kriegsoffer-Gedenkens, S. 135-148, Frankfurt am Main 2007.

Hettling, Manfred: Militärisches Totengedenken in der Berliner Republik. Opfersemantik und politischer Auftrag, in: Hettling, Manfred / Echternkamp, Jörg (Hg.): Bedingt erinnerungsbereit. Soldatengedenken in der Bundesrepublik, S. 11-21, Göttingen 2008.

Hettling, Manfred / Echternkamp, Jörg (Hg.): Bedingt erinnerungsbereit. Soldatengedenken in der Bundesrepublik, Göttingen 2008.

Howard, Michael: Die Erfindung des Friedens. Über den Krieg und die Ordnung der Welt, Lüneburg 2001.

Jäger, Thomas et al. (Hg.): Sicherheit und Freiheit. Außenpolitische, innenpolitische und ideengeschichtliche Perspektiven, Baden-Baden 2004.

Johnston, Alastair Iain (1995): Thinking about Strategic Culture, in: International Security, 19 (1995), Nr. 4, S. 32-64.

Keegan, John: Die Maske des Feldherrn. Alexander der Große, Wellington, Grant, Hitler, Berlin 2000.

Keller, Reiner / Viehöver, Willy: Diskursanalyse, in: Behnke, Joachim et al. (Hg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, S. 103-112, Baden-Baden 2006.

Klein, Bradley S. (1988): Hegemony and strategic culture: American power projection and alliance defense politics, in: Review of International Studies, 14 (1988), Nr. 2, S. 133-148.

Kümmel, Gerhard / Prüfert, Andreas (Hg.): Military Sociology. The Richness of a Discipline, Baden-Baden 2000.

Lamy, Stephen L.: Contemporary mainstream approaches: neo-realism and neo-liberalism, in: Baylis, John / Smith, Steve / Owens, Patricia (Hg.): The globalization of world politics. An introduction to international relations, S. 114-129, Oxford/New York 5. Auflage 2011.

Longhurst, Kerry: The Concept of Strategic Culture, in: Kümmel, Gerhard / Prüfert, Andreas (Hg.): Military Sociology. The Richness of a Discipline, S. 301-310, Baden-Baden 2000.

Longhurst, Kerry: Germany and the use of force, Manchester/New York 2004.

Luttwak, Edward: Strategie. Die Logik von Krieg und Frieden, Lüneburg 2003.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim/Basel 11. aktualisierte und überarbeitete Auflage 2010.

Münkler, Herfried (2002): Heroismus ist unverzichtbar, in: Focus, 10 (2002), Nr. 9, abgerufen am 12.09.2011 unter http://www.focus.de/politik/deutschland/deutschland-heroismus-ist-unverzichtbar_aid_207759.html.

Münkler, Herfried: Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie, Weilerswist 2006.

Münkler, Herfried (2007): Heroische und postheroische Gesellschaften, in: Merkur, 61 (2007), Nr. 8/9, S. 742-752.

Münkler, Herfried: Militärisches Totengedenken in der postheroischen Gesellschaft, in: Hettling, Manfred / Echternkamp, Jörg (Hg.): Bedingt erinnerungsbereit. Soldatengedenken in der Bundesrepublik, S. 22-30, Göttingen 2008.

Naumann, Klaus: Abwehr, Abschreckung, Distanzierung. Militär, Öffentlichkeit und Tod in der Bundesrepublik, in: Hettling, Manfred / Echternkamp, Jörg (Hg.): Bedingt erinnerungsbereit. Soldatengedenken in der Bundesrepublik, S. 162-174, Göttingen 2008.

Plpr-Nr. 16/109, Plenarprotokoll der 109. Sitzung des Deutschen Bundestags am 06.07.2007, stenografischer Bericht, abgerufen am 25.09.2011 unter <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/16/16109.pdf>.

Plpr-Nr. 16/193, Plenarprotokoll der 193. Sitzung des Deutschen Bundestags am 04.12.2008, stenografischer Bericht, abgerufen am 25.09.2011 unter <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/16/16193.pdf>.

Plpr-Nr. 17/3, Plenarprotokoll der 3. Sitzung des Deutschen Bundestags am 10.11.2009, stenografischer Bericht, abgerufen am 25.09.2011 unter <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/17/17003.pdf>.

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (BPA), Stichworte zur Sicherheitspolitik, Nr. 9/10, September/Oktober 2008, abgerufen am 21.09.2011 unter <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/PeriodischerBericht/StichworteSicherheitspolitik/2008/Anlagen/sipo-sep-okt,property=publicationFile.pdf>.

Schwarz, Christoph: Krieg trotz Risikoaversion – Die fragwürdige These von der postheroischen Verfasstheit entwickelter Gesellschaften und die soziale Dimension strategischen Handelns, in: Biegi, Mandana et al. (Hg.): Demokratie, Recht und Legitimität im 21. Jahrhundert, S. 269-288, Wiesbaden 2008.

Snyder, Jack L.: The Soviet Strategic Culture: Implications for Limited Nuclear Operations. A Project AIR FORCE report prepared for the United States Air Force, Santa Monica 1977.

SZ 04.11.2009: Eine Annäherung an den Krieg, Daniel Brössler, S. 5.

SZ 07.09.2009: Ein Nationalfriedhof für deutsche Helden, James W. Davis, S. 2.

SZ 25.10.2008: Jung ändert seine Wortwahl, ohne Autorenangabe, S. 6.

Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt 3. unveränderte Auflage 1991.

7. Abkürzungsverzeichnis

BMVg	Bundesministerium der Verteidigung
BPA	Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Bundespresseamt)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
MdB	Mitglied des Deutschen Bundestags
PIPr	Plenarprotokoll (Sitzung des Deutschen Bundestags)
PSZ	Abteilung Personal-, Sozial- und Zentralangelegenheiten des BMVg
SZ	Süddeutsche Zeitung
ZDv	Zentrale Dienstvorschrift (BMVg)

8. Korpus der empirischen Analyse

8.1. Plenarprotokolle Bundestagssitzungen

Ehrenmal:

Plpr-Nr. 16/109: Plenarprotokoll der 109. Sitzung des Deutschen Bundestags am 06.07.2007, stenografischer Bericht, abgerufen am 25.09.2011 unter <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/16/16109.pdf>.

Gefallenenbegriff:

Plpr-Nr. 16/193: Plenarprotokoll der 193. Sitzung des Deutschen Bundestags am 04.12.2008, stenografischer Bericht, abgerufen am 25.09.2011 unter <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/16/16193.pdf>.

Kriegsbegriff:

Plpr-Nr. 17/3: Plenarprotokoll der 3. Sitzung des Deutschen Bundestags am 10.11.2009, stenografischer Bericht, abgerufen am 25.09.2011 unter <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/17/17003.pdf>.

8.2. Berichterstattung

FAZ 25.10.2008: Jung: Ich verneige mich vor den gefallenen Soldaten, ohne Autorengabe, Nr. 250, S. 4.

FAZ 09.09.2009: Köhler: Sorge und Respekt, ohne Autorengabe, Nr. 209, S. 2.

FAZ 04.11.2009: Was in Afghanistan herrscht, Reinhard Müller, Nr. 256, S. 1.

SZ 25.10.2008: Jung ändert seine Wortwahl, ohne Autorengabe, S. 6.

SZ 07.09.2009: Ein Nationalfriedhof für deutsche Helden, James W. Davis, S. 2.

SZ 04.11.2009: Eine Annäherung an den Krieg, Daniel Brössler, S. 5.

Bild.de 24.10.2008: Abschied von toten Afghanistan-Soldaten [geändert am 23.04.2010], ohne Autorengabe, abgerufen am 27.09.2011 unter <http://www.bild.de/news/politik/soldat/abschied-von-toten-afghanistan-soldaten-6264654.bild.html>.

Bild.de 09.09.2009: Ehrenmal der Bundeswehr eingeweiht, ohne Autorengabe, abgerufen am 27.09.2011 unter <http://www.bild.de/politik/2009/bundeswehr/gefallene-soldaten-9673006.bild.html>.

Bild.de 03.11.2009: „Ich verstehe jeden, der sagt, in Afghanistan ist Krieg“ [geändert am 13.11.2009], ohne Autorengabe, abgerufen am 27.09.2011 unter <http://www.bild.de/politik/2009/interview/interview-mit-minister-guttenberg-10319932.bild.html>.

Zu den Passauer Jean Monnet Papieren

Die Passauer Jean Monnet Papiere werden vom Jean-Monnet-Lehrstuhl für Europäische Politik der Universität Passau herausgegeben. Sie dienen der Veröffentlichung der verschiedenen, von der Europäischen Kommission geförderten Projektaktivitäten des Jean-Monnet-Lehrstuhls und stehen darüber hinaus auch besonders qualifizierten Studierenden zur Publikation ihrer Arbeiten offen. Interessierte Autoren können Manuskripte unter jeanmonnet.lehrstuhl@uni-passau.de einreichen.

Impressum

Universität Passau
Jean-Monnet-Lehrstuhl für Europäische Politik
Dr. Hans-Kapfinger-Str. 14, 94032 Passau
E-mail: jeanmonnet.lehrstuhl@uni-passau.de
Fon: +49 (0)851 509 2981
Fax: +49 (0)851 509 2977
www.uni-passau.de/goeler

ISSN: 2194-1580

Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.



Programm für
lebenslanges
Lernen